müßt Ihr schon mit der Bank vorlieb nehmen; Ihr begreift das!"

„Begreife es," murrte der Fremde, „und verlange nichts anderes. Mein Dank ist aufrichtig gemeint, und im übrigen denke ich, denselben auch noch als eine Schuld in anderer Weise abzutragen."

„Ein guter Gedanke!" erwiderte der Wirth, und auf diese Weise können wir vielleicht nähere Bekannte werden. Ich will nur noch bemerken, daß ich wohl gelegentlich einmal einem armen Teufel ein Almosen, jedoch nie Kredit gebe!"

Der Fremde nickte mit dem Kopfe, ohne zu antworten. Er befand sich jetzt, nachdem er halb gesättigt, in dem Stadium des Genusses, welcher gleichgültig gegen andere Dinge, als die Befriedigung des Appetits macht.

Martin hatte seine Beobachtung des Gastes unausgesetzt fortdauern lassen, als wollte er aus dessen Physiognomie die Beschaffenheit seines geistigen Menschen erkennen. Endlich holte er den Paß des Fremden, den er eingesteckt hatte, wieder hervor.

„Muß doch einmal nach Eurem Namen sehen!" meinte er, denselben auseinanderlegend.

„François Bennoit!" knurrte der Mensch mit einem Blicke, wie ihn nur eine gereizte Dogge zeigen kann.

„So, so, also François — —!" erwiderte Martin, stutzte jedoch nach dem Blicke, welchen er in das Papier geworfen. Bennoit hielt mit dem Essen inne und sah ihn mit gerunzelter Stirn an. Martin faßte sich schnell wieder.

„Also wegen Straßenraub — hm!" murmelte er.

„Ja, wegen Straßenraub!" antwortete Bennoit trotzig.

„Und fünfzehn Jahre —!"

„Fünfzehn volle Jahre!"

„Denkt wohl, das Geschäft fortzusetzen, Monsieur Bennoit?"

Der Sträfling legte Messer und Gabel aus der Hand, stützte seine Ellbogen auf den Tisch und das Kinn auf die Fäuste.

Auf seinem eckigen, bisher ziemlich ausdruckslosen Gesichte wechselten schnell ganz verschiedene Leidenschaften, sein Auge blitzte dabei in einem eigenthümlichen Feuer und mehrmals war es, als werde seine Wuth zum Ausbruch kommen.

Martin beobachtete dem Menschen gegenüber die vollkommenste Ruhe; um seine Lippen spielte ein leichtes Lächeln.

Imponirte dies nun dem ehemaligen Straßenräuber oder fand er es aus anderen Gründen gerathen, sich zu mäßigen, genug, er beruhigte sich und sein Blick nahm einen lauernden Ausdruck an.

„Und wenn das wäre?" erwiderte er endlich langsam.

„Dann würde diese Zusammenkunft unsere einzige sein!" meinte der Wirth trocken.

„Ah!" stieß Bennoit hervor und sah den kleinen Mann mit forschendem Staunen an.

„Ja!" antwortete dieser bestimmt, „das ist bei mir ein unumstößliches Wort, ich bin ein ehrlicher Kerl!"

„Und ich will es werden, oder der Teufel soll mich bei lebendigem Leibe holen!" rief Bennoit mit einer Heftigkeit, welche Martin fast mehr erschreckte, als die früheren Anzeichen innerer Wuth seines Gastes.

„Ein gutes Vornehmen," brummte er, „ich wünsche Euch Glück zur Ausführung."

Bennoit strich sich mit der Hand über das Gesicht, sah nochmals den Wirth prüfend an und seufzte.

„Mag's drum sein!" sagte er dann, „täuscht Ihr mich, schadet es auch nichts; Ihr könnt mich morgen immer nur fortwerfen. Ich war nie ein Bandit von Profession; jugendlicher Leichtsinn, augenblicklicher Groll, Verführung und die wilde Zeit machten mich zum Verbrecher. Ich habe mein Verbrechen schwer gebüßt und dadurch kennen gelernt, daß die Ehrlichkeit die beste Profession ist. Seid Ihr also wirklich ein ehrlicher Kerl, so helft Ihr vielleicht, mich auf den rechten Weg zu bringen."

Martin lächelte nur und zuckte die Achseln.

„Es liegt nämlich daran für mich," fuhr Bennoit fort, „ohne Empfehlung giebt mir Niemand Arbeit, das habe ich auf dem ganzen Wege von Toulon bis hierher kennen gelernt, der Wisch da ist ein Ding, was mich von Allem trennt und scheint eigens als Diplom zu weiterer Verbrecherlaufbahn dienen zu sollen. Nun, gelernt habe ich auf der hohen Schule genügend, um meinen Theil zu thun, aber ich will es nicht, und gelingt meine Absicht nicht —, ich habe mir heute schon beim Pontneuf die Seine genau angesehen; ich denke, Ihr seht, daß es mir ernst mit der Sache ist."

„Freilich wohl," erwiderte Martin, „aber sie wird bei allem Ernste nur schwer ausführbar werden, und eigentlich ist es auch mein Geschäft nicht gerade, den Ehrlichkeits-Kommissarius für Andere zu machen."

„Schon recht; aber besinnt Euch einmal, ob Ihr hier in der großen Stadt nicht Jemand wüßtet, der mich beschäftigen könnte. Ich will Alles thun, außer morden, rauben, stehlen oder betteln; nichts soll mir zu schlecht sein, sobald nur gesagt werden kann, es wirft einen ehrlichen Erwerb ab."

Martin schien nachzudenken und warf dabei zu Zeiten einen prüfenden Blick auf seinen Gast; dieser erwartete mit Spannung seine Antwort.

„Ich weiß nur eins für Euch," sagte der Wirth endlich langsam.

„Und das wäre?" fragte der Sträfling lebhaft.

Martin warf einen fast ängstlichen Blick um sich und sah den Bennoit wie unentschlossen an.

„Ich werde es Euch morgen sagen!" antwortete er endlich mit seinem früheren Gleichmuth, „der Vorschlag könnte Euch die Nacht verderben, und Ihr habt doch Ruhe nöthig. Im übrigen müßt Ihr das Ding auch bei vollkommenster Geisteskraft überlegen, und das wird morgen nach dem Frühstück sein können. Schlaft also bis dahin wohl."

Bennoit glotzte den Wirth ganz verdutzt an. Dieser nahm mit eigener Gewandtheit das Geschirr fort, um es zur Seite zu bringen und ergriff endlich das Licht.

Bennoit machte Miene zu sprechen.

„Laßt nur für heute gut sein!" kam ihm jedoch Martin zuvor, nahm auch noch den Paß des Sträflings wieder an sich und verließ ohne Erwiderung des Grußes, welchen ihm sein Gast nachsandte, das Zimmer.

Vermuthlich entschlief der Letztere bald trotz seiner Sorgen und harten Lagers, welches die Bank nur abgeben konnte; denn als Martin nach einiger Zeit auf Strümpfen an die von ihm verschlossene Thür schlich, um zu horchen, vernahm er das laute Schnarchen des jetzigen Bewohners der Schankstube.

Martin nickte befriedigt mit dem Kopfe und zog sich so leise zurück, wie er gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Die Unterscheidung des Scheintodes vom wirklichen Tod macht trotz der schier unzähligen Mittel, die dafür angegeben sind, noch immer einige Schwierigkeit, und so lange nicht ein schnelles und durchaus sicheres Verfahren dafür zu Gebote steht, wird auch die weit verbreitete Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden nicht aufhören. Alles Mögliche hat man gegen den Scheintod mobil gemacht, zuletzt auch die Röntgen-Strahlen, die in der That ein sehr werthvolles Erkennungsmittel sein sollen. Dennoch werden auch sie nicht gerade oft angewandt werden, da immer die Beschaffung eines umständlichen Apparats und auch die Bestreitung erheblicher Kosten dazu nothwendig ist. Jetzt endlich scheint ein Verfahren entdeckt zu sein, das allen Anforderungen entspricht und in Anerkennung dessen auch von der Pariser Akademie der Wissenschaften mit einem Preise ausgezeichnet worden ist. Sein Erfinder ist Dr. Icard aus Marseille, zur Anwendung kommt der bekannte Farbstoff Fluorescin. Die Prüfung beruht auf einer wissenschaftlich begründeten Thatsache. Kein Stoff kann von den Geweben des Körpers aufgenommen und weiter verbreitet werden, wenn nicht der Säftekreislauf in Thätigkeit ist. Wird ein dazu geeigneter Stoff, der unter die Haut gespritzt ist, durch den Körper verbreitet, so besteht eben der Säftekreislauf noch. Man nehme an, der Stoff werde in das Bein geimpft und einige Zeit darauf in den Geweben des Arms nachgewiesen, so muß er durch den Blutstrom dorthin geschafft sein; ist aber der Blutstrom vorhanden, so ist auch noch Leben in dem Körper. Eine Lösung von Fluorescin, wie sie Dr. Icard benutzt, besitzt eine ungeheuer stark färbende Kraft, so daß ein einziges Gramm 45 000 l Wasser zu färben im Stande ist; dabei ist es nicht im geringsten giftig. Wird etwas unter die Haut eines lebenden Menschen geimpft, so zeigen schon nach zwei Minuten die Haut und besonders die Schleimhäute eine starke Färbung, und der Mensch hat das Aussehen, als ob er an akuter Gelbsucht litte. Die Gewebe des Auges nehmen eine hellgrüne Färbung an, die Pupille verschwindet, und das Auge sieht aus, als ob ein prachtvoller Smaragd hineingesetzt wäre. Die Thränen, der Speichel und der Urin sind sämmtlich gefärbt, und ein Blutstropfen erzeugt in einem Glase Wasser eine helle grasgrüne Färbung. In einer Stunde oder zwei sind alle diese Erscheinungen verschwunden, da dann das Fluorescin durch die Niere ausgeschieden ist.

— Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich am Montag Vormittag verg. Woche in der Spatenbrauerei in München, der beinahe einem jungen, hoffnungsvollen Manne, dem einzigen Sohne des Kommerzienrathes Karl Sedlmayr das Leben gekostet hätte. Sedlmayr jun. wollte das Innere eines Maischbottichs besichtigen, wobei er sich über die Kante des Bottichs neigte. Währenddessen ging der hydraulisch bewegte, 40 Zentner schwere Deckel des Bottichs nieder und preßte Kopf und Brust des jungen Mannes ein. Mit Anwendung von Hebeeisen ꝛc. gelang es, nach mühevoller Arbeit den Verunglückten aus seiner verzweifelten Lage zu befreien — es handelte sich noch um eine Viertelminute und Herr Sedlmayr wäre erstickt.

— Das verlorene englische Kriegsschiff „Condor". Man schreibt aus London unter dem 18. März: Die englische Admiralität hat sich endlich zu der amtlichen Bekanntmachung entschlossen, daß das seit dem 2. Dezember im Stillen Ocean vermißte Kriegsschiff „Condor" völlig verloren ist. Der „Condor" war ein Doppelschrauben-Kanonenboot von 980 Tonnen, ausgerüstet mit den berüchtigten Belleville-Kesseln und sechs 12 Centimeter- und vier 3,5 Centimeter-Schnellfeuer-Kanonen. Seine Besatzung bestand aus 7 Offizieren und 98 Mannschaften, die natürlich alle mit dem Schiffe zu Grunde gegangen sind. Das Kanonenboot verließ den Hafen von Esquimault auf Vancouver an oben genanntem Tage, um nach Honolulu zu dampfen, wo es am 12. oder 13. Dezember hätte eintreffen sollen, muß aber unterwegs in einem mehrtägigen Wirbelsturm, der auch verschiedene andere Schiffe vernichtete, gekentert und mit Mann und Maus in die Tiefe gegangen sein. Die englische Admiralität hat „eingehendste Untersuchung" in Aussicht gestellt, um zu ergründen, ob etwas Wahres daran ist, daß der „Condor" kein seefestes und seetüchtiges Fahrzeug gewesen ist und daß seine Ingenieure sich wiederholt über die Güte der Maschinerie und selbst der gelieferten Kohlen beklagt haben; sogar der Kommandant, Kapitän Sclater, soll ganz offen seine Zweifel darüber ausgesprochen haben, ob das Schiff in schwerer See sich überhaupt werde halten können. In eingeweihten Kreisen weiß man es nur zu gut, daß die Admiralität für etwaige Klagen untergeordneter Offiziere über gewisse Kriegsfahrzeuge nur sehr widerwillig und unfreundlich zu haben ist, trotz aller traurigen Erfahrungen, die gerade in den letzten zwei Jahren mit englischen Kriegsschiffen jeder Art gemacht worden sind.

— Ein geisteskranker Apotheker. Aus Prag wird Wiener Blättern gemeldet: Schon seit längerer Zeit langten an das Apotheker-Gremium Beschwerden darüber ein, daß die in der Apotheke des Theodor Brunner in der Gerstegasse hergestellten Medizinen den Rezepten nicht entsprechen. Vor einigen Tagen wurde Brunner dabei überrascht, wie er aus starken Giften Arzneien zubereiten wollte. Man erkannte sofort, daß man es mit einem Geisteskranken zu thun habe. Brunner wurde in die Irrenanstalt transportirt, wo Gehirnparalyse konstatirt wurde. Es ist nur einem Zufalle zu danken, daß kein nennenswerthes Unglück angerichtet wurde.

— Es hat geschnappt! . . . In einem Orte, der mit K. anfängt, wollte am Sonntage verg. Woche ein auf Freiersfüßen gehender junger Mann seine Angebetete besuchen, traf dieselbe aber nicht zu Hause an. Da er aber Zutritt zu deren Wohnstube hatte, so beschloß er, die Rückkehr der Ersehnten abzuwarten. Endlich vernahm er auf dem Korridor Schritte, die von niemand anders herrühren konnten, als von der Erwarteten. Um nun das Wiedersehen recht überraschend zu gestalten, schloß er schnell die Thür von innen ab und verkroch sich in eine in der Stube befindliche Lade. Dieselbe besaß nun die unangenehme Eigenschaft, daß ihr Deckel selber zuschnappte und kaum hatte der Liebhaber sich niedergeduckt, als auch schon der Deckel zufiel — es hatte geschnappt! Inzwischen blieb es nun aber in der Stube ruhig, so daß also die Angebetete doch nicht zurückgekehrt sein konnte; der Gefangene bekam nun Angst, denn die Luft fing an, ihm auszugehen. Darum galt es zu handeln, um nicht zu ersticken. Mit Händen und Füßen trommelte er gewaltig gegen die Kofferwände und er hatte, zumal er auch seine Stimme anstrengte, Glück insofern, als er gehört wurde von Hausbewohnern. Da die Thür verschlossen war, blieb nichts weiter übrig, als eine Leiter nach dem im ersten Stock gelegenen Zimmer anzulegen und nach dem Einschlagen einer Scheibe die Lade, in deren Innern es rumorte wie in einer Höllenmaschine, zu öffnen und den Gefangenen zu befreien, dessen erste Worte waren: „Es hatte geschnappt!" Ganz ermattet und in Todesschweiß gebadet, trat er, nachdem auch er einige Male tüchtig geschnappt hatte, nach Luft nämlich, den Heimweg an, ohne Feinliebchen gesehen zu haben.

— Die Ansicht des Großstadtkindes. In den Osterprüfungen einer Dresdener Bürgerschule fragte ein Lehrer: „Was mögen sich die Eltern des Herrn Jesus Christus wohl gedacht haben, als sich das Kind drei Tage im Tempel aufhielt?" Nach verschiedenen Antworten der Schülerinnen meldete sich auch noch Klein-Elschen und sagte: „Die Eltern haben vielleicht gedacht, er ist unter die Elektrische gekommen!" Die Heiterkeit der Zuhörer kann man sich denken.

— Verwickelte Richtschnur. Feldwebel: „Noch auf eins will ich die Herren Einjährigen aufmerksam machen. Der Herr Hauptmann pflegt gern ab und zu einen Witz loszulassen. Lachen Sie laut, so werden Sie bestraft; lächeln Sie verstohlen, so meint er, das wäre Hohn; lachen Sie gar nicht, so hält er Sie für dumm! Also richten Sie sich darnach!"

Zur Kartoffeldüngung.

Im Jahrbuch der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft schreibt Geheimrath Wagner-Darmstadt: „Wo man Kartoffeln in Stallmistdüngung baut, wird es sich empfehlen, möglichst kalireichen Stallmist zu erzeugen. Diesen gewinnt man dadurch, daß man diejenigen Hecker, diejenigen Halmfrüchte, von welchen man das Streustroh erntet, daß man ferner die Futterfelder und Wiesen, deren Erträge man in der Wirthschaft verfüttert, mit viel Kali düngt. Wir haben gefunden, das 100 dz Stallmist bald 36 kg Kali, bald 74 kg Kali enthielten, je nachdem der Stallmist in einer Wirthschaft gewonnen war, wo der Boden an Kali arm war oder wo nicht mit Kali gedüngt war oder der Stallmist in einer Wirthschaft gewonnen war, in welcher der Boden reich an Kali war, oder mit Kali reich gedüngt worden war."

Lernen wir hieraus einerseits, daß wir uns angelegen sein lassen müssen, unseren Stallmist kalireich zu machen, eventuell auch durch Einstreu von Kainit zur Konservirung des Stickstoffs, so deutet Professor Wagner auch andrerseits an, daß die Kartoffel eine sehr kalibedürftige Pflanze ist. Man wird daher in vielen Fällen gut thun, noch jetzt auf die Felder, auf denen man Kartoffeln bauen will, eine Düngung von 100 kg Kali (800 kg Kainit oder 250 kg 40% Kalidüngesalz) für den Hektar zu geben. Jedoch muß die Düngung 4—6 Wochen vor dem Auslegen erfolgen.

Unübertroffen zur Haut- und Schönheitspflege

Fat. Myrrholin-Seife

sowie als beste Kinderseife ärztlich empfohlen.

Standesamtliche Nachrichten von Schönheide

vom 30. März bis mit 5. April 1902.

Geburtsfälle: 92) Dem Bürstenfabrikarbeiter Friedrich Oskar Oschatz hier 1 S. 93) Dem Bürstenfabrikarbeiter Karl Emil Seidel hier 1 S. 94) Dem Bürstenfabrikarbeiter Eduard Robert Mühlig hier 1 T. 95) Dem ans. Oeconomen Friedrich Louis Lenk hier 1 S. 96) Dem Bürstenfabrikarbeiter Richard Günnel hier 1 S. 97) Dem Bürstenfabrikarbeiter Friedrich Rudolph Unger hier 1 S. 98) Der ledigen Bürstenfabrikarbeiterin Rosa Milda Hahn hier 1 S. 99) Der ledigen Fabrikarbeiterin Minna Anna Kanis hier 1 T. 100) Dem Eisengießer Franz Ludwig Lenk hier 1 S. 101) Dem Eisengießer Johann Wilhelm Richard Schmidt hier 1 S.

Aufgebote: a. hiesige: 24) Schuhmacher Friedrich Richard Hüttner hier mit Anna Elise Tuchscherer hier. 25) Bürstenfabrikarbeiter Franz Gustav Lenk hier mit Bürstenfabrikarbeiterin Hulda Elise Hochmuth in Neuheide. 26) Bürstenverpacker Paul Emil Schädlich hier mit Bürsteneinzieherin Meta Johanne Leistner hier. 27) Maurer Max Richard Meier hier mit Bürstenfabrikarbeiterin Emma Johanne Unger hier. 28) Eisengießer Paul Hermann Weidlich in Schönheiderhammer mit Martha Elsa Giel daselbst.

b. auswärtige: 6) Kaufmann Friedrich Ottomar Stippach hier mit Antonie Emma Hildig in Chemnitz.

Eheschließungen: Bacat.

Sterbefälle: 47) Alfred, S. des Bürstenfabrikarbeiters Franz Gustav Seidel hier, 3 J. 10 M.

Chemnitzer Marktpreise

am 5. April 1902.

Weizen, fremde Sorten,	8	Mk.	85	Pf.	bis	8	Mk.	05	Pf.	pro	50	Kilo	
„ sächsischer,	8	„	75	„	„	8	„	95	„	„	„	„	
Roggen, niederl. sächs.,	7	„	40	„	„	7	„	60	„	„	„	„	Preisnotirungen der Produkten-Börse zu Chemnitz bei Abnahme v. 10,000 kg.
„ preußischer,	7	„	40	„	„	7	„	60	„	„	„	„	
„ hiesiger,	7	„	—	„	„	7	„	15	„	„	„	„	
„ fremder,	7	„	40	„	„	7	„	60	„	„	„	„	
Braugerste, fremde,	—	„	—	„	„	—	„	—	„	„	„	„	
„ sächsische,	—	„	—	„	„	—	„	—	„	„	„	„	
Futtergerste	6	„	50	„	„	7	„	—	„	„	„	„	
Hafer	7	„	90	„	„	8	„	20	„	„	„	„	
„ verregnet,	7	„	50	„	„	7	„	85	„	„	„	„	
Kocherbsen	10	„	—	„	„	11	„	50	„	„	„	„	
Mahl- u. Futtererbsen	8	„	50	„	„	9	„	—	„	„	„	„	
Heu	4	„	—	„	„	4	„	60	„	„	„	„	
Stroh, Flegeldrusch,	3	„	50	„	„	4	„	—	„	„	„	„	
„ Maschinendrusch,	2	„	60	„	„	3	„	30	„	„	„	„	
Kartoffeln	1	„	80	„	„	2	„	—	„	„	„	„	
Butter	2	„	20	„	„	2	„	70	„	„	1	„	

Neueste Nachrichten.

(Wolff's Telegraphisches Bureau.)

— Dresden, 6. April. Dem Prinzen Friedrich August ist der Kuraufenthalt in Wiesbaden sehr gut bekommen. Heute früh unternahm der Prinz mit seinen beiden ältesten Söhnen einen Spaziergang und besuchte später den Gottesdienst in der katholischen Hofkirche.

— Stendal, 6. April. (Privattelegramm.) In der vergangenen Nacht wurde in der Hoockstraße die 70jährige Wittwe Dorothea Schulz von dem 18jährigen Schmiedegesellen Carl Olfert ermordet. Olfert ist verhaftet.

— London, 7. April. Der „Morning-Post" wird aus New-York telegraphirt: Hier hat sich mit Unterstützung Morgans eine Gesellschaft gebildet um die Rechte eines amerikanischen Syndikats für die Vereinigten Staaten, Kuba, Portorico, die Philippinen, Hawai und Dänisch-Westindien zu erwerben. Das Kapital beträgt 6 Millionen Dollars. Man beabsichtigt, eine Telegraphen-Verbindung mit dem Osten herzustellen auf dem Wege über die amerikanischen Besitzungen im Stillen Ocean.

— Johannesburg, 4. April. (Meldung des Reuterschen Bureaus.) Gestern fand seit Ausbruch des Krieges die erste Generalversammlung der Minenkammer statt. Der Vorsitzende sagte, es sei seine feste Ueberzeugung, daß infolge der Haltung Bothas die muthwillige Zerstörung des größten Theils der Minen unterblieben sei. 1635 Stampfen seien in Betrieb. Höchstwahrscheinlich werden die Werke ungefähr im Juli zur Hälfte wieder in Thätigkeit sein. In einigen Monaten werde die Industrie wieder auf derselben Höhe wie im Oktober 1899 sein. Der ganze Goldvorrath, der von der Buren-Regierung auf der Post, auf Eisenbahnzügen, Banken und Minen mit Beschlag belegt wurde, betrug 267 173 Pfd. Sterling. Der Schaden für die Minen außer diesen thatsächlichen Verlusten wird einschließlich der Kosten für die militärische Vertheidigung, aber ohne die Zinsen auf 3 400 000 Pfd. Sterling geschätzt.

— Kroonstad, 5. April. (Meldung des „Reuterschen Bureaus".) Obgleich Schalk Burgher jetzt in Verbindung mit Steijn steht, bei dem Delarey sich befindet, haben die Verhandlungen infolge der großen Entfernung beider Theile von einander keinen großen Fortschritt gemacht. Die verhandelnden Parteien kamen überein, die Transvaal-Delegirten sollten sich in Kürze von Kroonstad nach einem anderen Punkte begeben, um die Verhandlungen zu erleichtern. Es erscheint zweifelhaft, ob sich Dewet bei Steijn befindet.

SLUB
Wir führen Wissen.